

erscheinen kann. Wären ihm noch 10, 15 weitere Lebensjahre geschenkt worden, so hätte er gern den Komplex seiner Editionen auch für die Zeit vor 1933 und nach 1945 abgerundet. Aber schon mit dem, was er vollbracht hat, ist eine einzigartige Materialfülle zuverlässig, aufbereitet. Sie wird dauerhaft ihre wissenschaftliche Wirkung ausüben. Deshalb war die Kärnerarbeit, die er hier geleistet hat, nicht umsonst.

Freilich hat er nun nicht selbst mehr, wie wir alle hofften, auf der gesicherten Grundlage unserer Editionen eine grosse Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland vom Ersten Weltkrieg bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil schreiben können. Wer immer sich aber an diese grosse Aufgabe wagen wird, muss nicht nur die Quellen, die Ludwig Volk selbstlos bereitgestellt hat, ständig her-

anziehen, sondern wird auch die Fülle der geschichtlichen Einsichten, die in seinen darstellenden Büchern und Studien stecken, sehr hoch einzuschätzen haben. Denn dieser Ordensmann alten Schlages, der aus sich selbst so gar kein Wesen machte, war eben mehr als ein Spezialist: Er war ein Gelehrter, der keinen Satz zu Papier brachte, über den er nicht bis zu Ende nachgedacht hatte und für den er daher mit seiner ganzen, feinfühligsten und zugleich tapferen Persönlichkeit einstehen konnte. Darüber hinaus war er uns, seinen Mitstreitern, ein Freund, auf den wir immer bauen konnten.

Deshalb stehen auf der Schleife des Kranzes, den ich für die Kommission für Zeitgeschichte hier niederzulegen habe, die beiden Worte, mit denen eigentlich alles gesagt ist: »Dem Gelehrten und Freund«.

14 »Schuld ist und bleibt persönlich«

Festansprache von Bundespräsident Richard von Weizsäcker
bei der Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit am 2. März 1984
in der Rhein-Ruhr-Halle in Duisburg*/**/**

I.

»Alle Menschen werden Brüder« – hat Schiller mit seinen Worten die Wirklichkeit beschrieben? »Woche der Brüderlichkeit«, schildert sie unseren Alltag? Unsere wahren Gefühle zueinander? Oder eine wachsende Sorge?

Lassen Sie uns behutsam Antworten suchen.

Wir alle wissen es: Der Antisemitismus reicht weit in die Geschichte zurück. Fast alle Völker Europas kennen ihn. Es gab ihn ausserhalb, aber auch ganz massiv innerhalb der christlichen Theologie und Kirche.

Immer wieder wurden Juden mit Abneigung betrachtet, gedemütigt und beraubt; sie wurden isoliert, verfolgt und in Pogromen getötet.

Der eigene Glaube war es, mit dem die über die Welt zerstreuten Juden der Not begegneten. Von ihm wollten sie nicht lassen. Seinen Gesetzen, Geboten und Bräuchen blieben sie treu, allen Verfolgungen zum Trotz.

Keine andere Kultur und Wesensart vermochte es, dieses Volk von seinem Glauben abtrünnig zu machen. Viele Völker sind in den letzten zwei Jahrtausenden in anderen Völkern aufgegangen, dieses eine aber nicht.

Ohne Glauben gäbe es heute keine Juden mehr. Der Glaube macht Israel zum Volk der Hoffnung. Die Hoffnung trägt seine Geschichte und gibt ihr ihre Einheit.

Der Glaube der Juden kann auch anderen helfen. Er kann sie zur Besinnung über ihren eigenen Glauben bringen, zumal uns Christen.

Als Christen begannen, Juden zu verfolgen, vergassen sie ihren eigenen Ursprung.

– Sie waren ja selbst jahrhundertlang um ihres Glaubens willen verfolgt worden.

– Sie vergassen den jüdischen Ursprung des eigenen Religionsstifters. Jesus lebte als Jude unter Juden. Haben Juden unseren Herrn umgebracht, wie es unter Christen so oft heisst? Nein, wir Menschen haben ihn getötet!

– Christen vergassen bei der Verfolgung von Juden, dass der Gott, den das neue Testament bezeugt, derselbe Gott ist, von dem die hebräische Bibel spricht. Sie ist die Bibel Jesu. Der Gott Jesu ist der Gott Abrahams, des Mose und der Propheten. Juden und Christen hören aus dem Wort der Schrift den Gott, der uns Menschen gegenwärtig anredet.

– Christen vergassen bei der Verfolgung von Juden die zentrale Lehre Jesu selbst, die aus der jahrtausendealten Religiosität der Juden erwachsen war, die Lehre der Gottes- und Menschenliebe, die keine Unterschiede zwischen Menschen kennt und akzeptiert.

Wenn wir Christen die Juden verfolgten, so vergassen wir die Menschenbrüderlichkeit, für die Christus das Leben einsetzte. Als gläubiger Jude bezeugte er, dass alle Menschen nur einen Vater haben. Die ersten Worte des »Vater unser« sagen es.

Der Holocaust war der unvorstellbare und grauenhafte Tiefpunkt im Leiden der Juden. Er hat uns gelehrt, wohin es führt, die Menschenbrüderlichkeit zu vergessen. Erst der Holocaust hat ernsthaft zum Nachdenken über das Verhältnis von Juden und Christen und darüber geführt, wie sie miteinander weiterleben können. Es waren und bleiben schwere Gedanken.

Wer will sich darüber wundern, dass mancher der überlebenden Juden sagte, Christen sollten ihn in Ruhe lassen, es wäre eine Zumutung, ihn zum Dialog zu drängen? Und doch ist aus christlich-jüdischen Gesprächen nach dem Krieg der Gedanke der »Woche der Brüderlichkeit« entsprungen. Wir haben Grund, dafür dankbar zu sein. Sie hilft uns, und wir brauchen sie immer von neuem.

II.

In diesem Jahr werden, was ich von Herzen begrüsse, unter uns lebende Mitbürger muslimischen Glaubens in die Gespräche der »Woche der Brüderlichkeit« einbezogen. Auch sie beten zum Gott Abrahams und zum Gott Jesu Christi. Auch ihre Religion wurde bei uns als Blendwerk der Hölle verteufelt. Der mosaische Glauben, das Christentum, der Islam, sie alle sind ihrem historischen Ursprung und ihrer Substanz nach brüderlich verwandt.

Die Juden waren gegenüber beiden anderen Religionen allzuoft Opfer, unter den Christen übrigens mehr als unter Mohammedanern.

Vor kurzem wurde in Hamburg ein junger Türke von

* In: »Bulletin«, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Nr. 22/S. 165, Bonn, 5. März 1986.

** vgl.: Richard von Weizsäcker: Zum 40. Jahrestag der Beendigung des Krieges in Europa und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Ansprache am 8. Mai 1985 in der Gedenkstunde im Plenarsaal des Deutschen Bundestages. 16 Seiten, hg.: Bundespräsidialamt, 5300 Bonn 1, Kaiser-Friedrich-Str. 16.

*** vgl. dsgl.: Generalsekretariat des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (Hg.): Der 8. Mai 1945 und die deutschen Katholiken. Kevelaer 1985. Verlag Butzon & Bercker.

jugen Deutschen nur deshalb getötet, weil er ein Türke war. Diese jungen Deutschen hatten keine Ahnung von der religiösen Tiefe des Korans. Sie wussten nichts von grossen Kulturleistungen des türkischen Volkes, von seiner Gastfreundschaft gegen Fremde. Sie wussten nichts, und doch hassten und töteten sie.

Die Tat erfüllt uns mit Schrecken und Scham. Ich kann unsere türkischen Freunde um dieser Tat willen nur um Vergebung bitten.

Zugleich bitte ich sie und bitte ich uns selbst, die Tat nicht mit unserem Volk gleichzusetzen. Auch sollten wir sie nicht allen Punks oder Skinheads anlasten. Taten wie diese entstehen, wenn Unkenntnis oder wenn Unverständnis, Angst und Einsamkeit an irgendeinem Punkt in sinnlose, bösartige Aggression umschlagen.

Verbrechen dürfen wir nicht hinnehmen, nur weil wir die Umstände ihrer Entstehung zu verstehen glauben. Mord wird mit aller Strenge verfolgt und bestraft.

Aber es wäre verhängnisvoll, jetzt in jedem jungen Deutschen, der sich eine Lederjacke anzieht und seine Haare färbt oder rasiert, einen angehenden kriminellen Gewalttäter zu sehen.

Jeder junge Mensch hat Anspruch auf unsere Brüderlichkeit, auch wenn er sie überhaupt nicht sucht. Er hat Anspruch darauf, dass wir ihn nicht in irgendeine Ecke stellen, die es uns erlaubt, ihn auszugrenzen, uns von ihm loszusagen, ihn womöglich zu hassen.

III.

In der letzten Zeit sind bei uns antisemitische Äusserungen gefallen. Sie haben unsere Mitbürger jüdischen Glaubens und Juden in aller Welt tief verletzt und beunruhigt. Auch ihnen gilt meine Bitte um Vergebung.

Wir können diese Äusserungen nicht entschuldigen. Sie sind unvereinbar mit unserem Bild vom Menschen und der demokratischen Humanität, mit der Geschichte, mit der Ehre unseres Volkes.

Niemand möge sich wundern, dass solche Äusserungen auch ausserhalb Deutschlands mit höchster Empfindsamkeit wahrgenommen werden. Wir haben nach dem Kriege die Freundschaft demokratischer Völker gewonnen. Ihr Vertrauen zu uns beruht nicht zuletzt auf der begründeten Überzeugung, dass wir uns unserer jüngeren Geschichte gewissenhaft erinnern und unser Verhalten davon leiten lassen.

Es wäre für uns als Menschen und als Volk gerade gegenüber unseren Freunden von unabsehbaren Folgen, wenn sich ernsthaft die Sorge um einen neu erwachenden Antisemitismus bilden müsste.

So sehen es auch die allermeisten unserer Mitbürger. Deshalb bitte ich Sie herzlich um Wachsamkeit und um verständnisvolle Mithilfe.

Manche junge Menschen sagen uns: »Einmal muss Schluss sein. Lasst uns mit eurer Vergangenheit zufrieden, drängt uns keine Schuldgefühle auf.« Sie sagen es gar nicht mit antisemitischen Gefühlen, aber mit dem Bedürfnis, eine Last abzuwerfen. Was haben wir ihnen zu antworten?

Sie tragen keine Schuld am Holocaust. Schuld ist und bleibt persönlich. Es gibt keine Schuld eines ganzen Volkes und schon gar nicht der Nachgeborenen.

Aber der Mord an den Juden, der durch Verbrechen und Verbrechen geschah, hat seine tiefen Wurzeln in der Geschichte und im Menschen. Er wurde erst allmählich möglich, und zwar durch eine verbreitete Oberflächlichkeit im Wissen und Empfinden, durch eine alteingesessene Abneigung gegen Juden, die sich im Denken und Sprechen, im Gefühl und in der täglichen Praxis breitgemacht hatte.

Die junge Generation ist frei, aus ihrer Zeit zu machen,

was ihrer Einsicht und Verantwortung entspricht. Sie wird dieser Aufgabe gerecht werden können,

- wenn sie weiss, was geschehen ist;
- wenn sie begreift, dass es ohne die lange Vorgeschichte antijüdischer Vorurteile nicht hätte geschehen können;
- wenn sie erkennt, dass jede Generation sich selbst von neuem gegen Vorurteile schützen muss.

Die Geschichte überträgt ihr Erbe. Sie bietet ihre Lehren an. Mehr nicht: Sie ist keine automatische, sicher wirkende Schutzimpfung. Wir alle sind Menschen, ob alt oder jung. Versuchungen verschonen keine Generation.

Erinnerung schafft Einsicht, Wissen und Gewissen. Damit begründet sich Selbstbewusstsein. Sie begründet damit Selbstvertrauen. Erinnerung belastet nicht, sie befreit.

Die junge Generation kann selbst mit ihren Aufgaben fertig werden. Aber wir Älteren können und müssen ihr dabei helfen. Das wichtigste ist unser eigenes Beispiel – das einzig wirksame Mittel der Erziehung.

Keiner von uns hat Grund, eine Entspannung der eigenen Seele durch leichtfertige, schamlose Stammtischreden zu suchen. Eine Herzlosigkeit der Worte, die sich kaum noch darum kümmert, ob sie den Menschen verletzt, darf uns nicht gleichgültig lassen.

Das Gebot, niemandem ohne Grund Schmerz zuzufügen, steht höher als der gedankenlose Gebrauch der Meinungsfreiheit. Wir Älteren wissen, dass dies in allererster Linie den Juden gegenüber zu beachten ist.

Wir wollen nichts herbeireden. Wir wollen der Jugend keine künstliche Befangenheit auferlegen. Wir wollen nicht durch Druck Widerstand auslösen und hinter jedem jugendlichen Mutwillen neue und bleibende geistige Verfinsterungen wittern. Wenn wir Älteren uns selbst gegenüber wachsam bleiben, werden wir dem Ungeist wehren können. Die Jungen haben die Einsicht und die Kraft dazu.

IV.

Die »Woche der Brüderlichkeit« erweitert unseren Blick über das Verhältnis von Juden und Christen hinaus auf die humanen Grundlagen der Politik im ganzen.

Der Begriff der Brüderlichkeit wirkt von seinen religiösen und moralischen Wurzeln aus in die Politik hinein. Die Französische Revolution, mit der die Demokratie in Europa beginnt, trat neben der Freiheit und Gleichheit für die Brüderlichkeit ein.

Es lohnt sich immer wieder, über den Zusammenhang von Demokratie und Brüderlichkeit nachzudenken. Freiheit und Gleichheit sind Forderungen, um die gekämpft wurde und weiter gerungen wird. Sie sollen zu Lebenskräften für den Menschen in der Gesellschaft werden.

Brüderlichkeit dagegen handelt nicht von Wettbewerb und Kampf. Mit ihr werden nicht Ansprüche angemeldet, Forderungen durchgesetzt, Rechte erstritten. Sie lebt jenseits von Mehrheitsentscheidungen.

Gerade dort, wo Macht und Chancen ungleich verteilt bleiben, wird Brüderlichkeit zum wesentlichen und notwendigen Bestandteil des demokratischen Bewusstseins.

Jeder von uns findet dafür seine eigene Bewährungsprobe in seinem menschlichen Umkreis: den Behinderten in der Familie, in der Schule und im Beruf; den entlassenen jugendlichen Strafgefangenen, der einen neuen Anfang machen will; den Einsamen, der Anschluss sucht; den älteren Arbeitslosen, der vor verschlossenen Türen steht; den Flüchtling, der heimatlos geworden ist.

Für sie alle können formale Freiheit und Gleichheit zum Hohn werden, wenn wir ihnen gegenüber ohne Brüderlichkeit bleiben.

In der Gesellschaft geht es um unseren Umgang mit Minderheiten. Jede Diskriminierung einer gesellschaftlichen

Gruppe verstösst gegen den Gedanken der Brüderlichkeit. Der Minderheitenschutz ist kein politisches Almosen, ist nicht eine grossartige Geste der Demokratie, die sie auch unterlassen könnte. Vielmehr gehört er zu ihrem Wesen. Ausnahmen dürfen wir nicht zulassen.

Ich freue mich, dass in dieser Woche auch Vertreter der Sinti und Roma nach Duisburg eingeladen werden. Bis wir von Brüderlichkeit im Verhältnis zu ihnen sprechen können, haben wir noch viel an unserer eigenen Einstellung zu arbeiten. Sie werden uns dabei helfen.

Die ausländischen Arbeitnehmer mit ihren Familien bilden die grösste Gruppe unter den Minderheiten und gehören in den Mittelpunkt unserer Gedanken. Juden und Christen, sie sich zur »Woche der Brüderlichkeit« vereinen, haben ihre gemeinsame Quelle in der Schrift, die ihnen einen guten Weg weisen kann. Moses erinnert an die Zeit, als Israel am eigenen Leibe verspürt hat, was es heisst, ein Fremdling zu sein, damals in Ägypten, und sagt:

Wenn ein Fremdling bei euch wohnt
in eurem Land, den sollt ihr nicht bedrücken.
Er soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer,
und du sollst ihn lieben wie dich selbst.

(Lev 19, 33–34)

Der Fremdling ist unser Nächster, der Gastsasse, wie Martin Buber sagt. Ihn sollst Du lieben wie Dich selbst. Ihm gilt die Brüderlichkeit.

Wie er, so warten auch viele andere darauf und fragen, ob wir bereit sind, uns ihnen zuzuwenden, ihnen zu helfen, sie aus ihrer Isolation zu befreien, sie einzubeziehen in das Leben aller, kurz: uns brüderlich ihnen gegenüber zu öffnen.

Vom Vorurteil zur Partnerschaft – so haben Sie die Aufgabe für die »Woche der Brüderlichkeit« beschrieben. Es gibt viele Vorurteile unter uns Menschen. Manchmal schreibt mir einer: Warum immer an andere denken? Wir sind doch Deutsche? Es geht doch um unseren Namen, unsere deutschen Werte, unseren Stolz.

Ja gewiss, das meine ich auch. Aber was sind denn unsere Werte?

Die nobelsten Geister, die unser Land hervorgebracht hat und um deretwillen die Deutschen auch heute in der Welt als Kulturvolk gelten: Sie haben nicht »Ausländer raus« gerufen, sondern sie haben ihrer Zeit eine Botschaft brüderlicher Mitmenschlichkeit ans Herz gelegt.

Goethe sagte von Lessings »Nathan der Weise«, einem grossen Werk der Brüderlichkeit:

Möge doch das darin ausgesprochene göttliche Dul-
dungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und
wert bleiben.

Es gilt, nicht nur die Schmerzempfindlichkeit des anderen zu respektieren. Den anderen zwar hinnehmen, aber ihm gegenüber gleichgültig zu bleiben – das wäre eine Toleranz in der Nähe der Missachtung.

Freiheit ist die Freiheit des Andersdenkenden; das heisst, meine Freiheit gibt es gar nicht ohne die Freiheit des anderen. Ich empfangen meine Freiheit von ihm und das heisst: Wie ich mich selbst ihm gegenüber verhalte, daran bestimmt sich nicht nur seine, sondern auch meine Freiheit, seine und meine Menschenwürde.

Franz Rosenzweig – wir denken heute an seinen 100. Geburtstag – sagte: »Mein ich entsteht im Du.« Viele unzählige Menschen bei uns wissen es und arbeiten dafür. Ihnen möchte ich heute von Herzen danken. Ich schliesse die Bürger und Gemeinden dieser Stadt Duisburg ein. Ihre gedankenreiche Arbeit um die »Woche der Brüderlichkeit« weit über die sieben Tage hinaus vorzubereiten und umzusetzen, lohnt die grosse Mühe. Mit ihnen danke ich allen Mitbürgern und Gruppen im ganzen Land, die dieser Idee ihre Kräfte leihen und ihr im täglichen Leben dienen.

An ihnen können sich junge Menschen und Nachbarn orientieren. An ihnen wollen wir uns alle messen in der Bewährung, die auf uns wartet, auf jeden von uns.

15 Englands Aussöhnung mit Israel

Margaret Thatchers offizieller Besuch in Jerusalem, 14. Mai 1986*

38 Jahre nach der Beendigung des 30jährigen britischen Mandats über Palästina am 14. Mai 1948 und der Proklamation des Staates Israel am selben Tag ist mit Margaret Thatcher erstmals ein britischer Premierminister zu einem offiziellen Besuch nach Israel gekommen. Frau Thatcher – seit 1979 Regierungschefin in der Londoner Downing Street 10 – kennt Israel zwar aus eigener Erfahrung. 1965 besuchte sie das Land privat, 1971 als Erziehungsministerin und 1976 als Führerin der Parlamentsopposition. Ihre Tochter Carol arbeitete als Freiwillige in einem nordisraelischen Kibbuz. Jetzt ist sie aber – vier Monate nach dem Besuch von Premier Schimon Peres in London – als Ministerpräsidentin zu einer Gegenvisite gekommen und hat damit ein neues Blatt in den wechselseitigen Beziehungen zwischen Grossbritannien und Israel aufgeschlagen. Man erinnert sich: 1917 hat der britische Aussenminister Lord James Balfour mit seiner berühmt gewordenen Deklaration die Bestrebungen des Zionismus nach einer Heimstätte für das jüdische Volk anerkannt. Das vom Völkerbund Grossbritannien übertragene »Mandat Palästina« – es umfasste neben dem Gebiet westlich des Jor-

dans (23 Prozent des Territoriums) das ostjordanische, später vom Mandat abgetrennte und zum Königreich Transjordanien bestimmte Gebiet – ging nicht gut aus. Die Briten erliessen 1939 das Weissbuch, das in einer Stunde höchster Gefährdung für das jüdische Volk die Einwanderung nach Palästina und den Bodenkauf entscheidend einschränkte. Und als der Krieg vorbei war und die Uno am 29. November 1947 die Teilung des Landes beschloss, suchte Grossbritannien im Verein mit den arabischen Staaten die Realisierung des Teilungsbeschlusses mit aller Macht zu torpedieren. Die proarabische Politik des Foreign Office – der Name des damaligen Aussenministers Bevin hat noch heute einen schlechten Klang in Israel – führte im letzten zur Repression der jüdischen Bevölkerung und zu gewaltsamen Aktionen des jüdischen Untergrunds gegen die englischen Soldaten.

Das King David Hotel beispielsweise, in welchem jetzt Frau Thatcher residiert und den herrlichen Blick auf die Jerusalemer Altstadt geniessen darf, fiel einem Anschlag zum Opfer. Der rechte Flügel mit der britischen Militärführung brach zusammen, als der vom Irgun Zwa'i Le'umi (EZEL) in Milchkannen hineingeschmuggelte Sprengstoff explodierte. Man erinnert sich aber auch, dass nach der Staatsgründung beide Seiten sich bemühten, die Feindschaft zu überwinden. Dabei blieb freilich die Politik

* In: Israelitisches Wochenblatt (86/22) unter der Überschrift: »Margaret Thatchers historischer Besuch in Israel«, Zürich, 30. 5. 1986, S. 9 f.